Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 5. Posen, den 29. Januar. 1882.

Eine Wette.

Novelle von C. Fontane.

(Fortsetzung.)

In dem eleganten Hinterzimmer einer am Marktplatze der Stadt P. belegenen Weinhandlung saßen einige junge Offiziere des in P. garnisonirenden Bataillons bei einem Glase Wein in munterer Unterhaltung. Das Gespräch drehte sich um das soeben beendete Bataillons-Exerzieren und der strenge Kommandeur wurde hier einer mindestens ebenso scharfen Kritik unterworfen, wie er sie kurz zuvor an den jüngeren Offizieren geübt hatte.

„A propos, Hennig", sagte der Premier-Lieutenant Brunnow zu einem neben ihm sitzenden jüngeren Kameraden mit hübschen aber ziemlich verlebten Gesichtszügen, „was hatte denn der Major heute an Ihnen auszusetzen. Sie hatten ja ein ziemlich langes tête à tête mit ihm."

„Die alte Geschichte", entgegnete der Gefragte mit erzwungenem Lachen, „einer meiner Manichäer ist wieder einmal ungeduldig geworden und hat mich bei dem Alten verklagt. — Der Narr! jetzt Geld von mir zu verlangen, wo ich mehr als je auf dem Trockenen sitze."

„Kann es mir denken", entgegnete Lieutenant Brunnow, indem er sich eine frische Zigarre anzündete. „Die Reise nach Breslau, das unvermeidliche Hochzeitsgeschenk — —"

„Das ist es ja eben", fiel Hennig mürrisch ein. „Ich hatte fest darauf gerechnet, meinen Onkel dort anzutreffen, der mir schon mehrmals aus der Patsche geholfen hat, er ließ sich aber noch in letzter Stunde mit Krankheit entschuldigen, und so war meine Hoffnung vereitelt. Brieflich richte ich bei ihm nichts mehr aus."

„Und der neue Schwager?" — — —

„Mit dem ist nicht zu reden", rief der junge Mann, indem er hastig ein Glas Wein hinunterstürzte. „Der reine Philister. Er könnte mir wohl helfen, aber nie würde ich eine Bitte an ihn richten, es wäre doch umsonst."

„Lassen Sie es gut sein, Herr Kamerad", fiel ein anderer der jungen Offiziere gutmüthig scherzend ein, „Sie müssen sich nach einer guten Partie umsehen, Ihnen kann es ja nicht fehlen, der zukünftige reiche Schwiegervater wird alle Jugendsünden mit dem Mantel christlicher Liebe decken. Stoßen wir auf sein Wohl an!"

„Lassen Sie die Scherze, Trotha", fuhr Hennig heftig auf, indem er sein Glas auf den Tisch stieß. „Ich bin heut nicht dazu aufgelegt."

Er stand hastig auf, steckte den Degen ein und verließ mit kurzem Gruße das Zimmer.

Verwundert sah ihm Trotha nach, während die Anderen lachten.

„Sie haben da unwissentlich einen wunden Punkt berührt, Trotha", sagte der Premier-Lieutenant.

„Wieso? ich habe keine Ahnung — —"

„Das glaube ich wohl, Sie sind eben erst seit einigen Wochen von der Kriegsakademie zurück und wissen nicht, was hier alle Welt weiß."

„Und das wäre?"

„Sie kennen doch den Landgerichts-Präsidenten Burgsdorff und seine hübschen Töchter?"

„Gewiß. Die älteste, für die ich selbst früher geschwärmt habe, ist ja jetzt in Berlin verheirathet. Ich habe sie dort mehrfach gesehen."

„Ganz recht. Um die jüngere nun hat sich Hennig, der, wie Sie wissen, im vergangenen Winter zu unserem Regiment versetzt wurde, lebhaft bemüht, und es hatte auch eine Zeit lang den Anschein, als ob er von ihr bevorzugt würde. Er ist ja unzweifelhaft ein hübscher, gewandter Offizier, aber — wie er selbst einräumt — unverbesserlich leichtsinnig. Sei es nun, daß der Präsident sich über ihn informirt hat, sei es aus anderen Gründen, genug — er ist in letzter Zeit merklich kühler aufgenommen worden, und man hat ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß seine Bewerbungen nicht gern gesehen werden."

„Ich glaube, die Sache hat noch einen anderen Grund", fiel ein anderer Offizier ein. „Hennig machte mir kürzlich eine ziemlich verständliche Andeutung. Die Herren kennen wohl den Assessor Waldow, der seit einigen Wochen von Berlin als Hilfsrichter hierher kommittirt worden ist. Er war durch Herrn von Breitenfeld, den Schwiegersohn des Präsidenten, dem Letzteren warm empfohlen und ist jetzt ein besonders gern gesehener Gast im Burgsdorff'schen Hause. Auch Fräulein Anna scheint ihn sehr zu bevorzugen. Mit Letzterer soll Waldow bereits in Berlin Beziehungen angeknüpft haben, wie Hennig durch seinen Schwager, den Dr. Reinhardt, erfahren haben will. Wenn er sich nur nicht zu irgend einem unüberlegten Schritte verleiten läßt. Er ist in sehr erbitterter Stimmung."

„Von alledem hatte ich freilich keine Ahnung", sagte Lieutenant Trotha. „Es würde mir leid thun, wenn er meiner harmlosen Aeußerung irgend welche Absichtlichkeit beimessen sollte. Ich werde jedenfalls Gelegenheit nehmen, ihn darüber aufzuklären."

„Ueberlassen Sie das mir", unterbrach ihn Premierlieutenant Brunnow, „Hennig ist sonst ein liebenswürdiger, fideler Kamerad, nur etwas hitzig." — — —

Ein Zufall, den Waldow allerdings als Glücksfall bezeichnete, hatte es gefügt, daß wenige Wochen nach Anna's Abreise von Berlin die große Anhäufung der Geschäfte bei dem Landgerichte zu P. die Kommittirung eines Hilfsrichters nothwendig machte, und daß seine Bewerbung um dieses Kommissorium Berücksichtigung fand. So war er denn nun schon seit etwa drei Monaten in P. und hatte sich durch seinen Fleiß und seine Geschäftstüchtigkeit sowohl, wie durch sein bescheidenes Wesen bald das volle Vertrauen des Präsidenten erworben. Im Hause des Letzteren sicherte ihm schon die warme Empfehlung Breitenfeld's eine freundliche Aufnahme, und er war dort bald ein stets gern gesehener Gast bei den allwöchentlichen kleinen Abendzirkeln der Präsidentin.

Dort im engeren Kreise der Familie und weniger bevorzugter Gäste, im vertraulichen Verkehr mit Anna hatte sich seine Neigung für das junge Mädchen erst zu voller Stärke entwickelt. Zwischen Hoffnung und Furcht hin- und herschwankend hatte er sich in den vergangenen Monaten unzählige Male gefragt, ob sie seine Liebe wohl bemerke, ob er auf Erwiderung hoffen dürfe. Mit stets gleichmäßiger ruhiger Freundlichkeit kam sie ihm entgegen, wußte ihn aber mit sicherem Takt in den konventionellen Schranken zu halten. Nichtsdestoweniger verrieth so

manches kleine Zeichen, welches der Assessor in seiner unüberwindlichen Zaghaftigkeit nicht zu seinen Gunsten zu deuten wagte, dem unbefangenen Beobachter, daß er ihr mehr galt, als die anderen jungen Männer, welche in dem elterlichen Hause verkehrten. So kam es denn, daß Waldow bereits allgemein als der bevorzugte Bewerber um Anna's Hand betrachtet und beneidet wurde, während er selbst noch weit entfernt von der Zuversicht war, das Ziel seiner Wünsche je zu erreichen.

An Lieutenant Hennig, den zukünftigen Schwager seines Freundes Reinhardt, hatte sich Waldow Anfangs näher anzuschließen versucht, hatte aber bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Dr. Reinhardt den jungen Mann von vornherein richtig beurtheilt habe, indem er ihn als leichtsinnig und charakterlos bezeichnete. Er sah, daß der Lieutenant sich lebhaft um Anna's Gunst bewarb, bemerkte aber auch, daß diese Bemühungen nicht den mindesten Erfolg hatten. Lieutenant Hennig seinerseits beobachtete mit steigendem Groll, wie der steife, wenig formgewandte Assessor sich im Burgsdorff'schen Hause einer merklichen Bevorzugung erfreute. Wenn ihm einerseits der Gedanke nicht fern lag, durch eine reiche Partie seinen gänzlich zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, so war er doch auch nicht unempfindlich für die fesselnde Anmuth des jungen Mädchens geblieben und fühlte sich durch die offenbare Zurücksetzung um so mehr verletzt, als er in seiner schrankenlosen Eitelkeit die Möglichkeit einer solchen gar nicht in Frage gezogen hatte. Unter diesen Umständen hatten er und Waldow in stillschweigender Uebereinstimmung den anfänglichen Verkehr wieder aufgehoben und begegneten sich kühl und förmlich.

Der Assessor hatte es deshalb auch für angemessen befunden, die an ihn ergangene Einladung zur Hochzeit seines Freundes Reinhardt abzulehnen, und Letzterer hatte aus den kurzen und keineswegs freundlichen Aeußerungen seines Schwagers über den Assessor bald entnommen, welche Gründe für diese Ablehnung maßgebend waren. Er hätte die taktlosen Bemerkungen und Spötteleien des Lieutenants über einen von ihm hochgeschätzten Freund bei jeder anderen Gelegenheit nicht stillschweigend hingenommen, wollte aber seiner Braut die Freude an dem Besuche ihres einzigen Bruders nicht trüben und war auch an seinem Hochzeitstage zu sehr in Anspruch genommen, um sich auf weitere Auseinandersetzungen einlassen zu können.

Es verstand sich unter den obwaltenden Verhältnissen von selbst, daß Waldow, nachdem er den Verkehr mit Lieutenant Hennig abgebrochen hatte, sich auch von dem Umgange mit den anderen jungen Offizieren des Bataillons möglichst zurückzog. Er wußte sehr wohl, daß man in diesen Kreisen gelegentlich höhnische Bemerkungen über ihn machte und die offenbare Bevorzugung, welche ihm in dem für die kleine Stadt tonangebenden Hause des Präsidenten zu Theil wurde, mit mißgünstigen Augen ansah. Immerhin waren aber in dem kleinstädtischen Leben Berührungen nicht ganz zu vermeiden, es wurden Gesellschaften oder gemeinsame Ausflüge arrangirt, an denen der Assessor ganz gegen seine sonstige Gewohnheit gern Theil nahm.

Zu Ende des Monats Februar fand, wie alljährlich, im Hause des Präsidenten Burgsdorff ein Ball statt, zu welchem zahlreiche Einladungen ergangen waren.

Herr von Breitenfeld war mit seiner Gattin zu diesem Feste herübergekommen und überraschte seinen Freund Waldow Vormittags durch seinen Besuch.

„Du hast Dich ja hier überraschend schnell akklimatisirt, alter Freund", sagte er scherzend. „Mir scheint, als ob Du Dich in kleinstädtischen Verhältnissen behaglicher fühlst, als in Berlin. Oder irre ich mich?"

„Wie man es nehmen will", entgegnete Waldow. „Daß ich mich im Allgemeinen in kleinstädtischen Verhältnissen besonders behaglich fühlte, möchte ich doch nicht behaupten. Ebensowenig will ich aber leugnen, daß ich mich hier recht wohl fühle. Die außerordentliche Güte, mit welcher mir Dein verehrter Schwiegerpapa von vornherein entgegengekommen ist, die liebenswürdige Aufnahme, welche ich in seinem Hause gefunden, haben meine dienstlichen Verhältnisse sowohl, wie auch meine gesellschaftlichen Beziehungen zu so angenehmen gestaltet, daß ich trotz mancher sonstigen Verdrießlichkeiten dem nahe bevorstehenden Ende meines Kommissoriums mit Bedauern entgegensehe."

„Nahe bevorstehend?" fiel Breitenfeld ein, „davon weiß ich ja noch gar nichts."

„Ja leider. Gestern habe ich die Verfügung erhalten. Am 1. März muß ich mich in Berlin melden."

„In der That?" sagte Breitenfeld. „Das ist ja ziemlich unerwartet gekommen. Papa Burgsdorff erwähnte nichts davon. Die Verfügung muß doch durch seine Hände gegangen sein. — Sollte er absichtlich geschwiegen haben, um — einer gewissen jungen Dame die Balllaune nicht zu verderben? Nun sieh, Du wirst ja roth wie ein junges Mädchen."

Der Assessor war aufgestanden und an das Fenster getreten, um seine Verlegenheit zu verbergen, doch nur einen Moment. Dann wandte er sich mit raschem Entschluß um und kam auf Breitenfeld zu, der mit verschmitztem Lächeln auf dem Sopha saß.

„Freund", sagte er, ihm beide Hände auf die Schultern legend. „Du kommst einem Entschluß auf halbem Wege entgegen, den ich sogleich faßte, als Du heut bei mir eintratest. Du bist der einzige Mensch, dem ich mich in solchen Dingen rückhaltlos anvertrauen kann. Rathe — hilf mir!"

„Von Herzen gern", entgegnete Breitenfeld, indem er dem Freunde die Hand drückte. „Doch warum diese feierliche Einleitung. Mir scheint doch, als ob Deine Chancen günstig ständen."

„Wirklich?" rief Waldow, indem er die Hand des Freundes dermaßen drückte, daß dieser sie mit einem Schmerzenslaut aus dem lebendigen Schraubstock befreite. „Glaubst Du das wirklich?"

„Nun allerdings", lachte Herr von Breitenfeld. „Und ich bewundere nur Deine kindliche Unerfahrenheit, wenn Du darüber noch in Zweifel bist. Meine Frau hat in Anna's Briefen längst zwischen den Zeilen gelesen, wie die Dinge standen, und die Mama scheint Dir, beiläufig bemerkt, durchaus nicht abgeneigt zu sein."

„Nun, dann will ich auch nicht länger zögern", fiel der erregte Assessor ein. „Heut Abend, auf dem Balle, muß sich eine Gelegenheit finden. Dann versuche ich mein Glück. — Ich will Dir nur gestehen, daß da ein Mitbewerber vorhanden ist, der mir bisher große Besorgnisse einflößte."

„Ah, Du meinst Hennig. Nun, darüber kannst Du beruhigt sein. Einen begünstigten Bewerber pflegt man in der Regel nicht als einen eitlen Narren zu bezeichnen. — Doch jetzt muß ich gehen. Ich habe noch einige Besuche zu machen. Also auf Wiedersehen heut Abend. Will's Gott, so feiern wir noch Deine Verlobung zusammen, denn bis zum 28., dem Geburtstage des Papas, wollen wir noch hier bleiben."

Damit ging er und ließ den Assessor in einer schwer zu beschreibenden Aufregung zurück. Alle Zweifel, alle selbstquälerischen Bedenken, in denen die Liebe ja so erfinderisch ist, waren von ihm gewichen, und ein voller Glücksstrom durchfluthete sein Herz. Es war ihm unmöglich, in dieser Stimmung zwischen den engen Wänden des Zimmers zu bleiben. Er mußte hinaus und wenigstens an ihrem Fenster vorüber, wenn er auch um diese Zeit nicht hoffen durfte, sie zu sehen.

Auf dem Marktplatze, unweit der Wohnung des Präsidenten, begegneten ihm einige Offiziere, darunter auch Hennig. Man wechselte einen kurzen Gruß.

„Was mag dem Assessor begegnet sein?" bemerkte Lieutenant Trotha. „Er sieht ja aus, als ob er Landrichter geworden wäre, oder in der Lotterie gewonnen hätte."

„Er wird wohl eine Einladung zum heutigen Balle erhalten haben. Vermuthlich das erste Mal, daß ihm dergleichen passirt. Die Freude ist ihm offenbar zu Kopfe gestiegen", bemerkte Hennig, indem er sein Pincenez aufsetzte und dem Assessor nachblickte. Das höhnische Lächeln auf seinen Lippen erstarb aber gleich wieder. „Sollte der Narr etwa — — —"

„Was meinen Sie, Kamerad?" fragte Trotha, als er abbrach.

„Nichts, nichts! Sprechen wir von interessanteren Dingen." Im Stillen aber gelobte er sich, heute Abend scharf Acht zu geben.

Lieutenant Hennig hatte sich von den Kameraden verab-

schiedet und war nach Hause gegangen. Gedankenvoll stand er am Fenster und blickte hinaus.

Plötzlich wandte er sich zu dem im Zimmer beschäftigten Burschen um:

„Johann!“

„Herr Lieutenant!“

„Kennst Du den Mann, der da eben vorübergeht?“

Der Bursche war an das Fenster getreten:

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Rufe ihn einmal herein und dann laß uns allein.“

Der Mann, welcher gleich darauf in das Zimmer trat, hatte erst kürzlich seine Militär-Dienstzeit absolvirt. Er war früher herrschaftlicher Diener gewesen und hatte sich jetzt als Lohndiener in P. etablirt. Lieutenant Hennig, bei dessen Kompagnie er gestanden, und dem er eine Zeit lang als Bursche gedient hatte, hatte ihn verschiedenen angesehenen Familien als brauchbar und zuverlässig empfohlen und ihm dadurch bald hinreichende Beschäftigung verschafft.

„Kommen Sie doch näher, Scholz“, sagte der Lieutenant freundlich zu dem Manne, der bescheiden an der Thür stehen geblieben war. „Sie könnten mir vielleicht eine kleine Gefälligkeit erzeigen.“

„Mit tausend Freuden, Herr Lieutenant. Sie wissen ja, wie sehr ich Ihnen zu Dank verpflichtet bin.“

„Ach, lassen Sie das gut sein, von Verpflichtung ist keine Rede. — Wenn Sie sich geschickt und vor allen Dingen verschwiegen zeigen, werde ich Sie reichlich entschädigen. — Sie sind doch jedenfalls heut Abend bei dem Herrn Präsidenten zur Aushilfe engagirt?“

„Ja wohl, Herr Lieutenant. Dank Ihrer Empfehlung.“

„Gut, gut. Also hören Sie. — Aber halt! Sehen Sie erst einmal nach, ob mein Johann nicht etwa an der Thür horcht. — So — schließen Sie lieber die Thür ab und nun kommen Sie näher an das Fenster, damit Sie mich besser verstehen.“ — — —

Einige Minuten später verließ der Lohndiener das Zimmer mit zufriedener Miene.

„Das ist leicht zu verdienen“, sagte er, indem er den Thaler, den ihm der Lieutenant beim Hinausgehen eingehändigt hatte, in die Westentasche steckte.

(Fortsetzung folgt.)

Beyruth und Damaskus.

Zwei syrische Städtebilder von Theodor Hermann Lange.

(Originalbericht der „Posener Zeitung“.)

II.

Von Beyruth nach Damaskus fährt wöchentlich zweimal eine französische Personenpost. Ich benutzte diese zu einem Ausfluge nach letztgenannter Stadt und stieg, dort angekommen, im Hotel „Dimitri“ ab. Die Preise waren recht theuer, sonst aber war die Einrichtung dieselbe, wie in einem deutschen besseren Hotel. Damaskus zählt gegenwärtig rund 200,000 Einwohner, darunter mit Ausnahme der Griechen und Armenier nur wenige Europäer, Deutsche sogar nur ein Dutzend. In Begleitung eines Dragomans, den man mir im Hotel besorgt hatte und der ein korrektes Französisch sprach, durchschritt ich zum Oefteren die berühmten Bazare von Damaskus. Hier lagen aufgespeichert und dem Auge des Käufers und Passanten stets zugänglich, die Produkte dreier Welttheile: Asiens, Afrikas und Europas. Ich sah einen enormen Reichthum an Schmuckgegenständen aus Gold, Silber und Kupfer, dazu Diamanten, Perlen und allerhand Edelsteine. Ich bewunderte die schweren Teppiche, in Bagdad gefertigt, die Tücher, aus Seide und Atlas und in den buntesten Stickereien. Man zeigte mir Ketten und Armspangen aus Elfenbein und Schildkrot, so kunstvoll und fein gefertigt, daß ein Arbeiter an einem einzelnen Stücke fünf und noch mehr Jahre gearbeitet hatte. Gold- und silberbeschlagene Pantoffeln, üppige Polster und Kissen lagen zum Kaufe aus und vor Allem waren es die Waffen-Bazare, die meine Aufmerksamkeit fesselten. In den nach der Straße zu offenen Werkstätten saßen muskulöse Waffenschmiede und hämmerten die weltberühmten Damascenerklingen, Dolche und Messer. Eigenthümlicher Weise verrichten im ganzen Orient Schmiede und Schlosser durchweg ihre Arbeit sitzend, und nur in Ausnahmefällen stehen sie während ihrer Hantirungen. Die Gänge in den Bazaren sind eng, die Verkaufsgewölbe schmal und nur von geringer Tiefe. Bei den Handwerkern ist der Verkaufsladen meist zugleich die Werkstatt. Ueber dem Eingange steht niemals der Name des Geschäfts-Inhabers, vielmehr ist häufig ein beliebiges Geräth, ein Schiff, ein Schwert, ein Vogel und dergleichen, das zum Inhalt des Ladens gar keinen Bezug zu haben braucht, aufgehängt, oder es prangt in goldenen Lettern ein frommer Spruch über dem betreffenden Lokal. Gewöhnlich lautet dieser Spruch: „Yâ allâh! Yâ fettâh! Yâ rezzâk!“ („O Allerernährer! o Allgütiger! o Erschließer!“) Der Laden liegt über dem Niveau der Straße, in gleicher Höhe mit der davor angebrachten Estrade, bedeckt mit einer Matte oder einem Teppich, auf welcher der Verkäufer kauert und auf die sich die Käufer setzen. Ist der Verkäufer abwesend, etwa, um in der nahen Moschee sein Mittagsgebet zu verrichten, zu dem von den Minarets die weithinschallende Stimme des Thürmers ruft, so wird das durch ein über die Bude geworfenes Netz aus Bindfaden angezeigt. Zwischen den Budenreihen wogt nun, namentlich in den Vormittagsstunden, das bunteste Menschengewimmel auf und ab, unter dem sich die Hausirer durch ihr Geschrei besonders bemerklich machen. Da tönt die kräftige Stimme des Auktionators, da werden von allen Seiten die Eßwaaren angepriesen in der blumenreichen Sprache des Orients, die oft kaum errathen läßt, um welchen Gegenstand es sich eigentlich handelt. „Asal yâ purtukân asal!“ (d. h. „Honig, o Orangen, Honig!“) schreit der Orangenhändler, um so zu sagen, daß seine Früchte die Süße des Honigs haben; „Sumr sumr el-berriye, binât el-berriye!“ (d. h. „Braune, Braune der Wüste, Mädchen der Wüste!“) ruft ein Anderer und meint damit die braunen, auf dem Boden der Wüste gewachsenen Trüffeln. Ohne Umschweife bietet einer sein Brot an: „Ragif, yâ schebab!“ (d. h. „ein Brot, Ihr Jünglinge!“), während der Verkäufer der berâzik, dünner mit Butter bestrichener und mit Sesam bestreuter Weizenbrote dieselben als „Akl es sûnnû!“, (d. h. „Schwalbenspeise“) und damit als etwas besonderes Zartes und Delikates anpreist und die mit dem kak, einem ringförmigen Weizenbrot, hausirenden Knaben sich in dem für alle möglichen Eßwaaren passenden Ruf ergehen: „Yâ rezzâk! yâ kerim! yâ fettâh! yâ alim!“ (d. h. „O Allerernährer! o Allgütiger! o Erschließer! o Allwissender!“) Der Verkäufer des Salats schreit: „Ed-dâim allâh, allâh ed dâim!“ (d. h. „Das Dauernde ist Gott, Gott ist das Dauernde!“) und will damit andeuten, daß der Salat schnell welkt. Und aus dem Munde des mit dem stark gekneteten Fastenbrot Handelnden hören wir den Ruf: „Suhêrak yâ sâim!“ (d. h. „Deine Morgenbrotspeise, o Fastender!“) und so ähnlich bei allen den zahllosen Viktualien mit den mannigfaltigsten Modulationen der Stimme. Neben den Eßwaaren fehlen natürlich die Getränke nicht. „Yâ halim!“ (d. h. „O milder Gott!“) ruft der Milchmann, „Bâlak snunak!“ (d. h. „Deine Zähne!“ nämlich nimm in Acht) der huschêfâti, d. h. der Händler mit einem aus gestampften Rosinen, Aprikosen, Orangen, Wasser und Schnee gemischten Getränk, dessen Frische der Warnungsruf andeuten soll u. s. w. Vor Allem oft begegnet uns der Wasserverkäufer mit dem Ziegenschlauch und den klappernden Trinkschalen, eine der charakteristischsten Figuren in den großen Städten des Orients, wo ein Trunk frischen Wassers eine Wohlthat ist. Ein solcher Wasserträger wird zuweilen von Denen, die ein gutes Werk thun wollen, gedungen, unentgeltlich Wasser zu vertheilen. Vergessen wir unter den stehenden Figuren auch die Bettler nicht,

die massenhaft herumliegen oder wandeln unter Anrufung Allah's und mit frommem Spruch oder auch blos durch Ausstrecken der Hand und das Wort: „meskin!“ (d. h. „arm, elend!“) eine Gabe heischen.

Ein Einkauf im Orient ist eine komplizirte Sache. Ich kaufte mir bei einem Waffenschmied, einem angesehenen Bürger von Damaskus, einen Dolch. Der Verkäufer empfing mich und meinen Dragoman mit ausgesuchtester Höflichkeit. Er hieß uns Platz nehmen, fragte, ob er uns ein Glas Limonade anbieten dürfte, und nachdem wir den Trank zu uns genommen, präsentirte er uns noch einige Wasserpfeifen. Er sagte uns beziehentlich mir eine ganze Anzahl von meist recht überflüssigen Komplimenten und schien anfänglich gar keine Lust zu haben, mir seine Waaren zum Verkauf zu offeriren. Erst nach etwa dreiviertel Stunden kamen wir auf das Geschäft zu sprechen. Unter den zahlreichen mir vorgelegten Dolchen, Messern und Degen wählte ich mir eine Waffe aus, von der ich glaubte, daß sie ziemlich billig sein müsse. Indessen betrug doch der geforderte Preis dreißig Franken. Da ich im Orient war, so erwiderte ich, ich wolle nur zehn Franken zahlen. In einem hiesigen Geschäfte würde jedenfalls der Verkäufer mich ob dieses Gebotes verdutzt angesehen haben. Mein Damascener war jedoch davon nicht überrascht. Er blieb bei seiner Forderung stehen und so stand ich auf, um mich zu entfernen. Er ließ mich erst wenige Schritte weitergehen, als er aber befürchtete, daß ich doch nicht zurückkehren möchte, sprang er mir nach, legte seine Hand auf meine Schulter und erniedrigte den Preis sofort auf fünfundzwanzig Franken. Ich kehrte wieder mit um, verharrte aber bei meinem ursprünglichen Gebot. Noch dreimal stand ich auf und ging fort, noch dreimal rief er mich zurück und endlich erhielt ich den Dolch für zwölf Franken. Dieser Handel hatte ohngefähr eine Stunde gedauert und der freundliche Leser dürfte hieraus ersehen, wie man im Orient kauft und verkauft.

---

* **Sind Telephon-Leitungen blitzgefährlich?** Die in jüngster Zeit in einigen größeren Städten erfolgte Einführung von Telephon-Verbindungen hatten das abermalige Auftauchen einer schon zur Zeit der ersten Legung der Telegraphen-Leitungen vielfach ventilirten Frage zur Folge. Da nämlich diese Leitungen fast ausnahmslos oberirdische sind und längs den Häusern geführt werden, so machten sich gar bald dagegen Bedenken der verschiedensten Art und vor Allem solche in der Richtung geltend, daß elektrische Leitungen überhaupt Blitzschläge provoziren und so für die benachbarten Baulichkeiten eine Blitzgefahr in sich bergen. Mehrfach wurden nun auch schon diese Einwürfe von den verschiedensten Standpunkten aus öffentlich erörtert, doch hatten alle diese Publikationen aus dem Grunde, als sie doch zumeist nur vom Parteistandpunkte aus geschrieben erscheinen, sowie auch in fernerem Anbetracht des Umstandes, daß auch diese Frage zu jenen gehört, für welche weder die Wissenschaft noch die Erfahrung eine unzweideutige und bedingungslose Antwort zu geben im Stande sind, statt einer Klärung nur eine weitere Verwirrung und schroffere Gegenüberstellung der sich befehdenden Parteien zur Folge. Wir wollen deshalb vorerst die Theorie und die hieraus entspringenden Regeln für die vortheilhafteste Anlage der Blitzableiter besprechen und sodann aus den derart erhaltenen Daten die bezüglichen Analogien ziehen. Die erste Anleitung zur Anfertigung von Blitzableitern rührt bekanntlich von Benjamin Franklin und in Deutschland von Professor Winkler 1753 her und ergiebt sich die allen den im Laufe der Zeit und dies namentlich von den Physikern Reimarus, Leroy, Beccaria, Watson, Gay-Lussac, Arago erfahrenen Verbesserungen zu Grunde liegende Theorie aus folgender Betrachtung: Schwebt eine elektrische Wolke über dem Erdboden, so wirkt sie in der Weise vertheilend, daß sie derselben gleichnamige Elektrizität abstößt und die derselben ungleichnamige anzieht und in alle über dem Erdboden sich erhebende Leiter anhäuft. Kommt sodann eine geladene Wolke nahe über dieselben oder ist die erwähnte Ladung stark genug, um eine Vereinigung zu bewirken, so schlägt der Blitz direkt in dieselben ein. Es erscheinen demnach alle höheren Objekte mehr dem Blitzschlage ausgesetzt, denn die tiefer gelegenen, wie desgleichen gute Leiter eher einen solchen zu provoziren im Stande, denn schlechte Leiter. Dementsprechend wird man bei der Anlage von Blitzableitern an höchster Stelle einen gut leitenden Körper anbringen und zum Zwecke der unschädlichen Ableitung des Blitzschlages denselben durch eine Leitung mit der Erde verbinden. Als Leitungsmaterial empfiehlt sich am besten Kupfer, da dieses den geringsten Leitungswiderstand besitzt. Es setzen nämlich bekanntermaßen alle Körper dem elektrischen Strome in seinem Durchgange nei gewisses Hemmniß, einen Widerstand entgegen, der insofern jeweilig verschieden, als jedem einzelnen Körper ein solcher von einer ganz bestimmten Größe zukommt. Bezeichnen wir beispielsweise jenen des Kupfers als Einheit, so erhalten wir als Leitungswiderstand für Kupfer 1, Zink 3,50, Eisen 5,75, Platin 6,50, während z. B. Glas den elektrischen Strom absolut nicht durchläßt. Als Maß für diese verschiedenen Leitungswiderstände wählte Siemens jenen Widerstand, den ein Quecksilber-Prisma von 1 Meter Länge und 1 Quadrat-Millimeter Querschnitt dem Durchgange des elektrischen Stromes bei 0 Grad Celsius entgegensetzt, und wird dieses, dermal allgemein gebräuchliche Maß Siemens'sche Widerstandseinheit benannt oder kurzweg mit S. E. bezeichnet. Dabei ist die Größe des Leitungswiderstandes gerade proportional mit der Länge der Leitung und steht im umgekehrten Verhältnisse zu dessen Querschnitt. Ferner nimmt der Widerstand metallischer Leiter mit der Erhöhung der Temperatur zu, während derselbe flüssige Leiter im geraden Verhältnisse abnimmt. Aus der vorhin erwähnten Proportion ergiebt sich nun die Norm, den Querschnitt der Blitzableiter eher stärker zu halten, denn schwächer, und dies umsomehr, als alle in den Querschnitts-Dimensionen zu schwach gehaltenen Leitungsdrähte in Folge des großen Widerstandes, den sie dem Strome entgegensetzen, sich leicht bis zum Schmelzen erhitzen, was dann eine Entladung gegen das Bau-Objekt zur Folge haben kann. Es werden demgemäß in neuerer Zeit zur Leitung Drahtseile verwendet, die aus 12 Rothkupferdrähten oder 19 verzinkten Eisendrähten von je 2 Millimeter Dicke bestehen. Da, wie schon erwähnt, unter allen Umständen eine Ladung der Blitzableiter mit Elektrizität unausbleiblich ist, so wird man das Hauptaugenmerk auf eine gute Ableitung, sowie zweckmäßige Verbindung derselben mit der Erde zu legen haben, wobei es jedoch durchaus nicht genügt, nur eine solche mit der Erde schlechtweg herzustellen, sondern es muß unter allen Umständen eine Verbindung mit dem Wasser gesucht und hergestellt werden. In jedem anderen Falle kann sich nämlich der Widerstand des trockenen Erdreiches größer ergeben, als es jener ist, den das zu beschützende Objekt dem Strome entgegensetzt, was dann leicht eine Entladung gegen das Gebäude zur Folge haben kann, demnach schlecht konstruirte Blitzableiter eher eine Vergrößerung der Gefahr, denn einen Schutz involviren. Man darf sich daher bei dergleichen Anlagen der Mühe nie entziehen, eigene Schachte, falls nöthig, zu graben und die Leitung erst circa 1 Meter unter dem niedrigsten Stande des Grundwassers abzuschließen, ferner, falls nicht anders thunlich, die Leitung selbst auf weite Strecken zu verlängern, um zum Grundwasser zu gelangen, wie dies zum Beispiele bei Baulichkeiten an Abhängen, auf der Anhöhe 2c. nothwendig sein kann. Ist dies aber überhaupt nicht möglich, so thut man gut, von der Anlage eines Ableiters ganz abzustehen, da ein solcher dann nur die Gefahr vergrößert, durchaus aber nicht abwendet. — Nunmehr zu den oberirdischen Telephon-Leitungen wieder rückkehrend, so ist denselben begreiflicher Weise schon aus dem Umstande, als sie im Grunde genommen denn doch nichts Anderes als über dem Erdboden sich erhebende Leiter, demnach Elektrizitäts-Sammler darstellen, eine ähnliche Rolle wie die der Blitzableiter nicht abzusprechen, was übrigens auch die Erfahrung zeigt. So lehrt uns diese, daß in allen jenen Fällen, so sonst hohe Objekte mangeln, Blitze vorzugsweise in Telegraphen-Leitungen einschlagen, weshalb vor jedem Gewitter alle Apparate ausgeschaltet werden müssen. So hatte Schreiber dieses einst Gelegenheit, mit Hilfe eines auf die Blitzplatte gelegten Bogen Papiers während eines zwar heftigen, aber doch verhältnißmäßig nur kurzen Gewitters nicht weniger denn 12 Blitzschläge in die Leitung konstatiren zu können, was ihm von dem amtirenden Beamten als durchaus keine Seltenheit bezeichnet wurde. Desgleichen wurde demselben die an einen diesbezüglichen Fachmann gestellte Frage, wieso es käme, daß Eisenbahnzüge, wo doch alle Grundbedingungen des Blitzschlages, als: große Metall-Quantitäten, rasche Bewegung, Wärme, in so hohem Maße vorhanden, doch so selten von solchen getroffen werden, derart beantwortet, daß allem Anscheine nach die den Schienenweg einsäumenden Telegraphen-Leitungen denselben als Ableiter dienen. Daraus ergäbe sich nun die Nothwendigkeit, bei allen Anlagen derartiger Leitungen sich genau nach jenen Prinzipien zu halten, die für solche der Blitzableiter maßgebend sind. Es würde sich demnach empfehlen, die Erdleitung bis unter den tiefsten Stand des Grundwassers zu führen, sowie, um einer Ueberhitzung der Leitungsdrähte vorzubeugen, die Querschnitts-Dimensionen dieser, wenigstens in der Nähe von Häusern, entsprechend zu vergrößern. Indeß verhält sich die Sache bei reinen Stadtleitungen, wie dies doch Telephon-Leitungen vorzugsweise sind, doch anders, macht demnach derlei Vorkehrungen ziemlich unnütz. Da nämlich diese Leitungen nur in einer mäßigen Höhe vom Erdboden angebracht und fast ausnahmslos von den anstoßenden Baulichkeiten überragt werden, so kann man sie nicht recht als Ableiter betrachten; ja man könnte diese eher als Blitzableiter jener, denn umgekehrt bezeichnen. Nur bei solchen Leitungen, die den Stadtrayon verlassen und außerhalb desselben eine exponirte Lage einnehmen, dürfte es, der absoluten Sicherheit halber, vielleicht nicht ganz unnütz sein, einige Vorsichtsmaßregeln im bezeichneten Sinne zu treffen. G. M. in der „N. Fr. Pr.“

---

* **Die Zeitungen der Welt.** Dem amerikanischen „Newspaper and Bank Directory of the World“ zufolge erscheinen in der ganzen Welt 34,274 Zeitungen und Zeitschriften mit einem jährlichen Umsatz von 10,592,000,000 Exemplaren oder ungefähr 6½ Exemplare auf den Kopf der Erdkugel-Bevölkerung. Europa führt den Reigen mit 19,557 Zeitungen, Nord-Amerika folgt mit 12,400, Asien hat 775, Süd-Amerika 609, Australasien 661 und Afrika 132. Von diesen Zeitungen werden 16,500 in englischer, 7800 in deutscher, 3850 in französischer und über 1600 in spanischer Sprache gedruckt. Es giebt 4020 täglich, 18,274 dreimal und einmal in der Woche erscheinende Zeitungen, und 8508, die weniger häufig erscheinen.

Verantwortlich für die Redak-on: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.